



Foto: Marc Engelhardt

Hotspot Afrika

Kein Kontinent hat so sehr unter dem Klimawandel zu leiden wie Afrika. Die Auswirkungen beeinträchtigen längst das Leben vieler AfrikanerInnen.

In Bali kam es, wie es kommen musste: Vor allem der Streit zwischen EU und USA drohte, den Gipfel scheitern zu lassen. Während jeder Wortfetzen eines europäischen Ministers oder Unterhändlers höchsten Newswert besaß, gingen die Stimmen Afrikas unter – wenn es denn überhaupt welche gab. Zwar behaupteten beim Klimagipfel auf der indonesischen Ferieninsel gutmeinende DiplomatinInnen, Afrikas Regierungen hätten sich so deutlich wie nie zu Wort gemeldet. Doch da war viel Höflichkeit dabei. Die wenigen Delegierten, die die afrikanischen Staaten – übrigens der größte Staatenblock innerhalb der UN – sich zu schicken leisten konnten, wurden am vorletzten Konferenztag beim Shoppen gesichtet, ärgerten sich VertreterInnen der Umweltorganisationen. Zu detailliert war oft der Streit, zu umfangreich das Konferenzprogramm, als dass ein oder zwei VertreterInnen eines der ärmsten Länder der Welt glaubten, einen Unterschied machen zu können. Dabei, so betonten KlimaforscherInnen immer wieder, wird kein Kontinent mehr unter dem Klimawandel zu leiden haben als Afrika - und keiner ist so wenig auf die Folgen vorbereitet.

Das merken in Afrika längst selbst diejenigen, die die wissenschaftlichen Hintergründe nicht kennen. Der Klimawandel hat das alltägliche Leben der Ärmsten verändert. Eine Reise quer durch den Kontinent, die mich im Sommer für einen Dokumentarfilm durch Afrika führte, sollte diese Vermutung bestätigen.

Die Reise beginnt auf einem Feld im äthiopischen Hochland. Ato Mulualem Birhane und seine Frau hocken zwischen dem Tef, dem wichtigsten

einheimischen Getreide, und rupfen Unkraut aus. Maschinen gibt es hier nicht auf den kleinen und unebenen Feldern, alles geht von Hand. „Die Ernte könnte gut werden in diesem Jahr,“ sagt der 48-jährige Mulualem. Wenn das Wetter mitspielt. „Früher gab es einmal im Jahr eine feste Regenzeit, aber seit ein paar Jahren kommt sie, mal kommt sie nicht, dann regnet es zu stark oder zur falschen Zeit.“ Hinter den beiden Eheleuten, die seit 1991 hier im Dorf Dembecha gut 300 Kilometer nördlich der Hauptstadt Addis Abeba ihre Farm betreiben, türmen sich dunkle Wolken auf. In der Ferne donnert es.

Extreme Wetterereignisse erleben die Bauern hier inzwischen immer öfter. 2006 kamen bei den schlimmsten Fluten seit Jahrzehnten 900 Menschen ums Leben, Hunderttausende verloren ihren ganzen Besitz. „Solche Fluten haben wir vorher noch nie gesehen“, sagt der Vorsitzende des Äthiopischen Umweltforums, Negusu Aklilu. „Und nicht nur Überschwemmungen, auch Dürren werden in Äthiopien allmählich zu einem fast alltäglichen Phänomen.“

Die Folgen sind katastrophal, denn in Äthiopien, einem der ärmsten Länder der Welt, sind praktisch alle Bauern auf die Geschehnisse des Wetters angewiesen, um eine lohnende Ernte einfahren zu können. Ähnlich ist es in anderen Teilen Afrikas. Der Farmer Mulualem berichtet, dass das Wetter selbst dann verrückt spielt, wenn der Himmel blau ist. „Früher hatten wir hier im Hochland moderate Temperaturen, aber inzwischen ist es heiß, zu heiß.“

Die gestiegenen Temperaturen beklagt auch Peter Mireri von der

Tenadi, Mauretanien: Umweltschützer Sidi el Moctar steht auf einer der Dünen, die den Fortbestand der von ihm verwalteten Oase bedrohen

Umweltgruppe „Friends of Lake Victoria“, nur die Auswirkungen sind andere. Mit Sorge schaut er einen Steg hinab, der gut 150 Meter vor ihm in den See ragt. „Hier, zu meinen Füßen, haben wir 2004 unsere Boote vertäut“, erklärt Mireri. Er zeigt zum Ende des Stegs. „Inzwischen mussten wir den Steg bis da hinten verlängern, und das in nur zwei Jahren!“ Nach drei Jahren Dürre hat es in diesem Jahr am Viktoriasee erstmals wieder geregnet, doch der Pegel hat sich kaum erhöht. Die Trockenheit hat den größten See Afrikas schwer getroffen: Zu 70 Prozent speist sich das Wasser aus Regenfällen, wichtige Zuflüsse gibt es kaum, weiß Mireri. „Weil es wärmer geworden ist, verdunstet das Wasser zudem auch noch stärker.“

Mireri ist sich sicher, dass der sinkende Pegel einer der Hauptgründe dafür ist, dass es immer weniger Fische im See gibt. Die Netze der wenigen, die noch von Kisumu aus in See stechen, bleiben immer öfter leer. Verlierer des Fischschwunds sind die BewohnerInnen Kisumu, die sich ihren Fisch immer seltener leisten können: Der Preis hat sich binnen zwei Jahren vervierfacht. „Natürlich ist

der Klimawandel nur ein Faktor von mehreren“, sagt Mireri. Überfischung, Ablassen des Wassers in Kraftwerke auf der ugandischen Seite und andere Faktoren spielen auch eine Rolle. „Aber der Klimawandel kommt obendrauf, verschlimmert die ohnehin schlimme Lage und gibt dem See den letzten Rest.“

Einige hundert Kilometer weiter westlich, im Herzen Afrikas, steht das staatliche

Krankenhaus von Hoima. Jeden Tag stirbt auf der Kinderstation mindestens einer an einer Krankheit, gegen die es keine Impfung gibt: Malaria. Die von Moskitos übertragene Krankheit kann in kurzer Zeit akute Formen annehmen. Schätzungen der UN zufolge sterben jährlich bis zu 2,7 Millionen Menschen an der von Anophelesmücken übertragenen Krankheit. Drei Viertel der Opfer sind Kinder.



Hoima, Uganda: Eine Mutter am Bett ihres an Malaria erkrankten Kindes

Kisumu, Kenia: Im einst geschäftigsten Fischereihafen der Stadt wird heute allenfalls noch Holzkohle ausgeladen - andere Boote verrotten



Fotos: Marc Engelhardt

Mehr als 5000 malariakranke Kinder nehmen der Kinderarzt Tom Ediamu und seine KollegInnen jeden Monat auf. „Es gab hier schon immer Malaria, aber seit ein paar Jahren nimmt die Zahl der Fälle ständig zu.“ Die Gründe für den Ansturm sind Ediamu klar. „In der langen Regenzeit zwischen September und November regnet es seit einigen Jahren viel mehr als üblich.“ Wo in diesen warmen Monaten das Wasser steht, entwickeln sich die Larven des Überträgers, der Anophelesmücke, besonders schnell und in großer Zahl. Die Beobachtung des Arztes deckt sich mit der Analyse des Weltklimarats IPCC. Ähnliche Entwicklungen dokumentiert er überall in Afrika, seit sich die Regenzeiten in Folge des Klimawandels verschoben haben.

Weil es insgesamt wärmer ist, breitet sich die Malaria selbst dort aus, wo der Erreger wegen kühler Temperaturen früher nicht überleben konnte, etwa im Hochland. „Ich komme aus dem Südwesten Ugandas und hatte nie Malaria, bis ich mit 18 nach Kampala gezogen bin“, erinnert sich Achilles Byaruhanga, Direktor von „Nature Uganda“. An Malariafälle in seiner Heimat am Fuß der Rwenzori-berge kann Byaruhanga sich nicht erinnern. „Heute wird die gleiche Gegend als endemisches Gebiet für Malaria geführt, die Zahl der Fälle nimmt ständig zu.“

Letzte Etappe: der ferne Westen Afrikas. Im leichten Zelt der Nomaden gießt Aïcha den Tee in einer Zeremonie auf, die Jahrhunderte alt ist. Die Tradition in Mauretanien gebietet es, dass jeder Besucher, der die Sahara durchquert hat, mindestens drei Tassen leeren muss - so soll das Überleben der Reisenden gesichert werden. Doch entgegen aller Tradition sind in Tenadi im Süden des Wüstenstaats die Nomaden längst sesshaft geworden. Seit der ersten schweren Dürre in den 70er Jahren schützt Sidi el Moctar die letzte Oase, die hier noch Wasser führt und

den neu sesshaften Nomaden ein bisschen Land- und Viehwirtschaft ermöglicht. 5000 Bäume müssen el Moctar und seine HelferInnen jedes Jahr anpflanzen, um die Dünen aufzuhalten, die wegen höherer Temperaturen und der immer größeren Trockenheit schneller vormarschieren als je zuvor. Das Vordringen der Wüste in den Sahelgürtel, in Mauretanien das fruchtbarste Land, können selbst die lebenden Schutzwälle immer schlechter aufhalten. „Wir haben sehr viel Angst vor dem Klimawandel“, sagt el Moctar, „Wir drohen unterzugehen, wenn wir nicht unermüdlich gegen den Vormarsch der Wüsten und den Klimawandel kämpfen.“

Längst fordern die afrikanischen UmweltschützerInnen, die ich auf dieser Reise getroffen habe, von den Industrieländern des Nordens nicht mehr nur die Reduzierung von Treibhausgasen. Sie wollen von den unbestrittenen Verursachern des Klimawandels vor allem Hilfe, um die Folgen abzufedern. Für die nötige Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen werden Millionensummen benötigt, schätzt Negusu Aklilu.

Er ist enttäuscht, wie wenig Hilfe Afrika bislang bekommt. „Es gibt ein Sprichwort, das lautet: Das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit. Ich glaube nicht, dass Politiker überall auf der Welt den ärmsten Teil der Erde hassen, aber wir sind ihnen egal. Und indem sie so gleichgültig sind, sorgen sie dafür, dass die Ärmsten hier leiden.“

Marc Engelhardt arbeitet von Nairobi aus als freier Afrika-Korrespondent und ist auf Umwelt- und Klimathemen spezialisiert. Für die Heinrich-Böll-Stiftung hat er die Dokumentation "Hotspots – Afrikas Stimme gegen den Klimawandel" gedreht. Mehr Infos unter www.african-climateappeal.org oder www.oneplanetmedia.de

